

Das Hundertfrankenstück.

Roman von R. Frh.

(8. Fortsetzung.)

„Natürlich nicht! Wie läme ich auch zu solchem Vertrauen! Armen Verwandten, die man lieber sehen als kommen sieht, bindet man seine intimsten Angelegenheiten nicht auf die Nase. Es geht mich ja auch nichts an, und ich beziehe selbst nicht recht, wie es mir so herausfahren konnte. Es geschah wohl nur, weil mir der Junge gestern so viel davon gesprochen hat.“

„Dein Sohn Hermann? Ah, er denn hier?“

„Ja — leider! Und seinetwegen allein habe ich mich unterstanden, Dich zu besichtigen. Mit seiner Berliner Stellung ist es schon wieder aus. Angeblich wegen einer Verletzung an der Hand, die er sich bei der Arbeit zugezogen hat. Aber in der Hauptsache wohl aus anderen Gründen. Man weiß bei dem Jungen ja niemals, wie man mit ihm daran ist und wie weit man ihm Glauben schenken darf. Und diesmal ist mir's ganz recht. In dem verwünschten Berlin wäre er mir sicherlich über kurz oder lang vollständig verlampt. Was ich da zufällig über seinen Umgang und seine Lebensweise erfahren habe, war unersprechlich genug.“

„Du willst ihn also veranlassen, hier zu bleiben?“

„Nein — Du brauchst nicht in Sorge zu sein, daß er Dir wieder behändig auf dem Halbe liegen könnte. Hier bei mir will ich ihn unter keinen Umständen haben. Wir taugen nicht zusammen, und es würde nichts als ewigen Haß und Unfrieden geben. Hat er mir doch bei unserem letzten Zusammenstoß gar kein Hehl daraus gemacht, daß ich in seinen Augen nur ein halb unzurechnungsfähiger Projektionmacher bin. Ich trag's ihm ja nicht weiter nach, denn ich weiß wohl, daß ich Dir und den anderen auch für nichts anderes gelte, und in einer Welt, die nur den Erbe anbetet, darf man sich darüber nicht weiter wundern.“

„Du bist verbittert und ungerecht wie immer.“ unterbrach ihn der Konsul. „Ich habe Deine Bestrebungen von jeher mit der aufrichtigsten Anteilnahme begleitet, und wenn ich mich zuweilen in Deinem Interesse veranlaßt gesehen habe, Dich vor zu weitgehendem Idealismus zu warnen —“

Eine abwehrende Gebärde des anderen hinderte ihn zu vollenden. „Kaffen wir's gut sein! Ich weiß schon, wie ich mit den Menschen davon bin, und was ich von ihrer Anteilnahme zu halten habe. Ich muß mich eben damit trösten, daß es anders auch nicht besser ergangen ist, die darum doch hunderte Male mehr werth waren, als all das höflichste Gesindel, das sich berechtigt glaubte, sie mit Hohn und Spott zu überschütten. Um mich darüber zu beklagen, kam ich nicht her. Aber ich bin freilich auch nicht gekommen, um Dir etwas von Deinem Gelde zurückzahlen, wie Du es vielleicht erachtet hast. Der Verwirklichung meiner Idee haben sich unvorhergesehene Hindernisse entgegen gestellt. Falls es Dir irgendwelche Bemüßung gewährt, mich einen thörichten Optimisten oder einen leichtfertigen Schuldenmacher zu nennen, so bitte ich Dich, Deinen Gefühlen keinen Zwang anzuthun.“

Brüning schüttelte den Kopf. Es mochte ihm kaum jemals so schwer geworden sein wie gerade heute, den galligen Ausfällen des Stiefbruders gegenüber seine Ruhe zu bewahren. Aber es gelang ihm doch auch jetzt, den aufsteigenden Unmut zu meistern. „Ich erinnere mich nicht, Paul, daß jemals ein Verdacht von dieser Art über meine Lippen gekommen wäre.“

„Obgleich Du oft genug Anlaß gehabt hättest, ihn mir zu machen. So soll es doch wohl gemeint sein — nicht wahr? Aber Du weicht ja, daß ich mir's seit langem abgewöhnen habe empfindlich zu sein. Und so distellig bist ich sogar schon geworden, daß ich mich nicht schäme, heute abermals als Wittsteller bei Dir zu erscheinen. Ich brauche Geld, um den Jungen nach Amerika zu schicken. Ich muß vor anderer Leute Thüren darum betteln, denn mein gesammtes Vermögen würde nicht hinreichen, ein Passagierbillet fürs Zwischenstück zu bezahlen.“

„Du willst Deinen Sohn nach Amerika schicken?“ fragte Brüning überrascht. „Und Hermann selbst?“

„Er ist in einem so verzweifelten Gemüthsstande, daß er wahrscheinlich auch ins Fremdland ginge, wenn er sich nur um solchen Preis aus seinen jetzigen Verhältnissen befreien könnte. Es sind da überall irgendwelche Trauungsimperfektionen im Spiel, von denen ich grundsätzlich nichts wissen will. Aber sie müssen ihm über allgepöbeln haben, denn als er gestern Morgen unerwartet bei mir eintraf, hätte ich ihn beinahe nicht erkannt, so verändert und so schlecht sah er aus. Freilich war er nach seinem eigenen Geständnis spät am Abend

zuvor hier angekommen und hatte sich die Nacht auf den Straßen umhergetrieben, weil er nicht den Muth fand, mich zu stören.“

„Du hast Dir keine nähere Mittheilung von ihm machen lassen, Paul? Er wird doch nicht etwa in jugendlichem Leichtsinne etwas angestellt haben, dessen Folgen man schleunigst vorzubeugen suchen möchte?“

Paul Ossenbors redete seinen hageren Oberkörper im Stuhle auf, und die scharf eingeschnittenen senkrechten Falten auf seiner Stirn schienen noch tiefer zu werden. „Natürlich! Wenn Leute kein Geld haben, wie ich und mein Sohn — was könnte da näher liegen als die Vermuthung, daß sie über alle Betrüger und Spitzbuben oder vielleicht gar Todtschläger sind! Jetzt wunderst mich's kaum noch, daß Dein Dienstmädchen mich vorhin die Thür vor der Nase zuschlug, und es ist nur gut, daß ich bei der Gelegenheit einmal Deine wahre Meinung kennen gelernt habe.“

Der Konsul strich seinen langen Bart und wandte das Gesicht dem Fenster zu, um den anderen die Ironie nicht sehen zu lassen, die ihm nun doch in die Wangen geliegen war. Erst nach Verlauf einiger Sekunden hatte er sich wieder so weit in der Gewalt, um zu erwidern: „Es ist manchmal wirklich sehr schwer, Paul, sich so auszudrücken, daß man von Dir nicht mißverstanden wird. Nichts in der Welt hat mir so fern gelegen als die Absicht, Dich zu trüben. Ich kenne doch Deine unerschütterliche Rechtschaffenheit zur Genüge und würde, wenn's sein müßte, keinen Augenblick zögern, mich mit meiner eigenen Ehre für sie zu verbürgen. — Was mich an die erwähnte Möglichkeit denken ließ, war lediglich Deine eigene Aeußerung über Hermanns schlechten Umgang und über seine Lebensführung in Berlin.“

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich ihn damit in Deinen Augen zum Verbrecher stempeln würde, ich mich nicht gehütet haben, eine derartige Aeußerung zu thun. Daß wir uns recht verstehen, Gerhard: für einen Verbrecher, und wäre er hundertmal mein eigener Sohn, würde ich keines Menschen Beistand erbitten, so wenig als er auf den meinigen zu rechnen hätte. Wäre Hermann mit dem Eingeständnis vor mich hingetreten, daß er etwas Straffliches, etwas im Sinne des Gesetzes Straffliches gethan habe, so würde ich ihm geantwortet haben: gehe zuerst hin, Deine Schuld zu büßen, und komme wieder, wenn sie geküht ist. Dann wird es für mich an der Zeit sein, Dir meine väterliche Liebe zu beweisen. Und wenn er sich dessen geweigert hätte — so wahr ich hier vor Dir stehe, Gerhard — ich selber hätte ihn seinen Richtern überlieuert.“

„So laß uns, bitte, meine vielleicht unüberlegte Bemerkung als ungeschehen ansehen. Wenn Dir Hermanns Auswanderung nach Amerika wirklich als das Beste für ihn erscheint, so ist die Summe, die er dafür zu benötigen glaubt, selbstverständlich zu seiner Verfügung. Aber ich hätte gern einmal selbst mit ihm darüber gesprochen. Willst Du ihn nicht veranlassen, mich heute oder morgen zu besuchen?“

„Wenn das eine unerlässliche Voraussetzung für Deine Wohlthat ist, wirst Du das Geld allerdings im Schrank behalten können. Ich habe ihm natürlich gerathen, sich direkt an Dich zu wenden, aber er erklärte, daß er lieber verhungern oder sich aufhängen würde, als daß er die Schwelle Deines Hauses jemals wieder überschritte. Der Himmel mag wissen, was er gegen das Haus oder gegen Dich hat. Was er hat, ist mir's jedenfalls nicht. — Aber vergieb, ich sehe, daß ich Deine kostbare Zeit zu lange in Anspruch nehme, und ich bin schon im Begriff, Dich von meiner lästigen Gesellschaft zu befreien.“

Der Umstand, daß der Konsul einen verflochtenen Blick auf seine Taschenuhr geworfen hatte, war die Veranlassung zu dieser scharfen Unterbrechung der eigenen Rede und zu einem raschen Griff nach dem Güte gewesen.

Begütigend legte Brüning, der sich ebenfalls erhoben hatte, die Hand auf die Schulter. „Du bist allezeit ein so großer Freund der Offenheit gewesen, Paul, warum sollte ich dich nicht auch gegen Dich ganz offen sein dürfen! Hier unter uns liegt ein Wesen, das mir theurer ist als irgend etwas auf der Welt, in schwerer, vielleicht tödlicher Krankheit danieder, und ich erwarte mit schmerzlicher Ungeduld das Erscheinen des Arztes, der die Causalursachen untersuchen soll. Nimmst Du es da nicht verzeihlich, wenn ich für andere Angelegenheiten in diesem Augenblicke nicht die Aufmerksamkeit aufbringen kann, die sie verdienen, und die ich ihnen

später sicherlich gerne schenken werde? Hat Hermann irgendwelche Gründe, erwiderte er: „Verzeihen Sie dennoch selbstverständlich auf seinen Besuch, eine Bedingung für die Hergabe der gewünschten Summe war es gewiß nicht. Wohl vorüberhand genügt Dir doch wohl mein Wort, daß sie Dir jederzeit zur Verfügung steht — nicht wahr? — Ich sehe den Sanitätsrath durch den Garten kommen, und ich würde Dir selbst bei den besten Vorsätzen von diesem Moment an nur noch ein sehr schlechter Zuhörer gewesen sein.“

Paul Ossenbors ging in steifer Haltung zur Thür. „Es hätte der wohlthätigen Entschuldigungen nicht bedurft, Herr Konsul Brüning! Einmal meines Schlags wirst man einfach hinaus, wenn sie un bequem werden. — Guten Morgen!“

13.

„Lassen Sie uns in Ihr Zimmer hinaufgehen, lieber Konsul,“ sagte Doktor Oesenbors, als er aus dem Krankenzimmer kam. „Hier auf diesem Gange müssen selbst im Flüsterton geführte Gespräche möglichst vermieden werden.“

Als sie einander droben gegenüber saßen, konnte Brüning nicht länger an sich halten: „Haben Sie Hoffnung, Doktor? Ich bitte Sie, reden Sie!“

„Es geht ihr ungefähr so, wie ich es erwartet hatte. Wir müssen uns auf ein langes Krankenlager gefaßt machen.“

„Worin besteht denn nur ihre Krankheit?“

„Es kann Ihnen nicht viel daran liegen, lieber Freund, daß ich Ihnen irgend einen Namen nenne. Ich liebe es auch nicht, mir den Anschein einer Wissenschaft zu geben, über die ich nicht verfüge. Soviel nur ist sicher, daß wir es mit einer schweren Gehirnerkrankung zu thun haben, einem jener Zustände, denen gegenüber wir armen Mediziner unser Können nur dadurch zu erweisen vermögen, daß wir der Natur nicht ins Handwerk pfeifen und nichts verderben. Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe! Das ist mein Rezept für morgen und voraussichtlich noch für viele weitere Tage sein wird. Es wäre denn, daß — aber wir wollen vorläufig noch nicht an so schlimme Möglichkeiten denken.“

Der Konsul beugte sich vor. In seinen Augen flimmerte die furchtbare Angst. „Doktor, seien Sie aufrichtig! — Es geht um Leben und Sterben?“

„Am Leben und Sterben geht es bei jeder ernstlichen Krankheit, das brauche ich Ihnen doch nicht erst zu besagen. Aber Jugend ist ein mächtiges Hilfsmittel im Kampf gegen solche tödtlichen Feinde. Ich kann Ihnen nichts versprechen, doch ich sehe ebensovienig eine Nothwendigkeit, nur mit der ungünstigsten Möglichkeit zu rechnen. Wir müssen uns in Geduld fassen und abwarten, was die nächsten Tage bringen.“

„Können Sie denn nicht wenigstens den Versuch machen, ihre Leiden zu lindern?“

„Sie empfindet wohl kaum eigentliche Schmerzen. Sie müssen sich ihren Zustand als den eines Hindämmerns in voller Bewußtlosigkeit vorstellen. Die Perioden ängstlicher Erregung, die ihn hier und da unterbrechen und in denen die eigentliche Gefahr für ihr Leben liegt, sind glücklicherweise immer nur von kurzer Dauer. Sie sind, wie mir die Pflegerin sagt, in der letzten Nacht vornehmlich durch das Gebell Ihrer Hunde ausgelöst worden. Jedesmal, wenn die Thiere aufstehen, führt die Kranke aus ihrer Anstiege empor und befandete das größte Entsetzen. Wahrscheinlich verbindet sich in ihrer Phantasie das Hundengebell mit der Vorstellung jener erschreckenden Eindrücke, die den Ausbruch ihrer Krankheit herbeigeführt haben.“

„Ich werde Sorge tragen, daß die Thiere sofort entfernt werden.“

„Thun Sie das! Und sorgen Sie auch dafür, daß nicht etwa durch die Reue der Thiere Hausanwesen ein Unheil angerichtet wird. Ich nehme an, daß Sie einverstanden sind, wenn ich die durch die Nachtwache sehr erschöpfte Schwester am Abend durch eine andere ersetzen lasse. Außer ihr aber darf niemand die Schwelle des Krankenzimmers überschreiten.“

Er war erschrocken sehr eilig, denn er hatte schon wiederholt seine Taschenuhr gezogen.

Brüning aber hatte noch etwas auf dem Herzen. Während er sich jetzt gleichzeitig mit dem Sanitätsrath erhob, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte ängstlich: „Sie dürfen es nicht mißdeuten, lieber Doktor, wenn ich Sie frage, ob es auch mir nicht gestattet sein soll, die Kranke zu sehen. Es hätte aus mancherlei Gründen vorüberhand noch ein Geheimniß bleiben sollen. Aber unter den gegenwärtigen Umständen und angesichts einer so furchtbaren Gefahr — kurzum, wenn Sie es nicht bereits erlassen haben sollten: Fräulein Sunold ist meine Verlobte.“

Der Sanitätsrath äußerte keine Heberhebung, aber er hielt auch wohl den Augenblick nicht für geeignet, um etwas wie einen Blick

wunsch vorzubringen. Indem er dem Konsul mit Wärme die Hand drückte, erwiderte er: „Verzeihen Sie dennoch vorläufig lieber darauf, sie zu sehen! Es ist nicht leicht. Wenn ich der Meinung bin, daß es ihr nicht mehr schaden kann, werde ich gewiß nicht versäumen, Sie davon in Kenntniß zu setzen.“

Eine Viertelstunde später ließ sich der Kriminalkommissar Leuthold bei dem Konsul melden. Die beiden Herren waren durch einige gesellschaftliche Begegnungen bereits miteinander bekannt und der Beamte führte sich damit ein, daß er Brüning sein aufrichtiges Bedauern über das ihm wiederholte Mißgeschick ausdrückte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Herr Kommissar, und auch dafür, daß Sie sich selbst zu mir bemüht haben. Sie haben von den Thätern natürlich noch keine Spur?“

„Leider — nein! Von unseren alten Kunden, denen man nach der Art der Ausführung die That allenfalls zutrauen könnte, scheint nach den bisherigen Erhebungen keiner in Frage zu kommen. Sie sitzen zum Theil hinter schwedischen Gardinen und zum anderen Theil haben sie sich über ihre Alibi hinlänglich auszuweisen können. Ich neige daher zu der Annahme, daß die Verbrecher von auswärts gekommen sind, in welchem Fall sie unsere Stadt verumthlich auch schon wieder verlassen haben werden.“

Der Konsul schüttelte den Kopf. „Verzeihen Sie, wenn ich mich dieser Ansicht nicht anschließen kann. Die Diebe müssen mit der Dertlichkeit und mit allen in Betracht kommenden Verhältnissen so wohl vertraut gewesen sein, daß sie nur unter der tiefsten Bevölkerung gesucht werden können.“

„Für ein gewichtiges Einbrecherbedar es ist nur einer kurzen Zeit, um sich über alles zu orientiren, was für ihn von Bedeutung ist. Aber Sie selbst, Herr Konsul, haben vielleicht einen bestimmten Verdacht?“

„Nein — nicht den Schatten eines Verdachts.“

„Sie glauben Ihrer Dienstinne vollkommen sicher zu sein?“

„Für die Rechtschaffenheit meiner Haushälterin meine ich ebenso unbedenklich einstehen zu können wie für die Zuverlässigkeit des Pförtnerpaars, und das Hausmädchen ist ein so naives, harmloses Geschöpf, daß man ihm irgendwelche Theilnahme an einer so graßlichen That unmöglich zumuthen kann.“

Der Kommissar schien mit einer leichten Verlegenheit zu kämpfen. „Es giebt außer den genannten Personen noch eine Dame in Ihrem Hause,“ sagte er nach einem kleinen Zaudern, „ein Fräulein Sunold, die Nichte der ermordeten Frau Baumert. Sie ist Ihrer Heberzeugung nach natürlich ebenfalls außer allem Verdacht!“

„Ein Verdacht gegen sie wäre ungefähr ebenso vernünftig, wie wenn Sie mich selbst für den Mörder hielten. Es wäre mir lieb, wenn der Name der Dame in dieser Angelegenheit hiermit zum ersten und zum letzten Male genannt worden wäre.“

Der Beamte verbeugte sich leicht. „Waren Ihnen die Person und die Verhältnisse der Ermordeten bekannt, Herr Konsul?“

„Ich habe sie nie gesehen. Aber ich weiß aus den Mittheilungen ihrer Nichte, daß sie eine höchst achtbare, eingebildete Dame war.“

„Wir haben, da bei der Vernehmungsbefähigkeit des Fräulein Sunold hier nichts über sie zu erfahren war, noch gefahren auf telegraphischem Wege von der Polizeibehörde ihres letzten Wohnortes Auskunft zu erlangen, und das etwas Nachtheiliges über sie nicht bekannt geworden ist. Ihre Vermögensumstände sollen sehr bescheidene und ihre Lebenshaltung demgemäß eine sehr einfache gewesen sein. Nach Aussage der Leute, bei denen sie zur Miethe wohnte, hat sie so gut wie gar keinen Umgang gehabt. Die Annahme, daß sie das Opfer persönlicher Rachegefühle geworden sei, ist danach allem Anschein nach von vornherein auszuschließen.“

„Ich begreife nicht, wie man eine solche Annahme überhaupt in Erwägung ziehen konnte. Die traurige Sachlage ist doch vollkommen klar. Die Spitzbuben, die es auf meine Münzenkammer abgesehen hatten, wollten sich der einzigen Personen entledigen, die ihnen bei der Nachbarschaft ihres Zimmers und des Münztabakets unmittelbar gefährlich werden konnten. Sie haben vermutlich gar nicht gewacht, an wem sie sich da vergreifen.“

„Das ist die eine Möglichkeit. Herr Konsul, aber es giebt deren noch viele andere, und die Polizei hat die Pflicht, thunlichst alle Möglichkeiten, auch die scheinbar fernliegenden, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Das Gutachten der ärztlichen Sachverständigen geht in Uebereinstimmung mit dem Einbruch, den der Befund des Thäters hervorrief, dahin, daß die Frau in ihrem Bette überfallen, mit

tels eines auf ihr Gesicht gedrückten, mit Chloroform benetzten Taschentuches betäubt und dann unter einem Bettflusse erstickt worden ist. Ob dabei die Absicht der Tödtung oder nur die eines vorübergehenden Unschädlichmachens vorgelegen hat, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit feststellen. Ein längerer Kampf scheint dem Tode der Frau nicht vorausgegangen zu sein, immerhin aber sprechen einige anscheinend durch Fingernägel verursachte Kratzwunden in ihrem Gesicht dafür, daß sie erwacht ist und den Versuch gemacht hat, sich zu wehren. Für die Blutleere auf dem als Mordinstrument benützten Rissen fehlt dagegen bis jetzt noch jede überzeugende Erklärung. Die ärztlichen Sachverständigen sind der Meinung, daß das Blut nicht aus dem Körper der Ermordeten herrührt, und ihre Vermuthung, daß es von einer Wunde des Mörders stammt, wird dadurch bestätigt, daß man auch in der Umgebung des äußeren Thürgriffes frische Blutspuren gefunden hat. Merkwürdigerweise aber sind das die einzigen, die man trotz gründlicher Nachforschungen hat entdecken können. Es läge ja nahe, anzunehmen, daß einer der Einbrecher sich beim gewaltamen Aufsprengen eines Schloßes oder bei irgend einer anderen Sanierung im Aufbewahrungsraume der Sammlung verletzt habe, aber es ist unmöglich gewesen, dort oder an der Hausthür auch nur den winzigsten Blutstreck nachzuweisen.“

Die Wichtigkeit, die der Kommissar offenbar diesem Umstand beimaß, schien dem Konsul nicht recht verständlich. Ihn wollte es bedünken, als ob es hier in erster Linie auf Feststellungen anderer Art ankam. Er fragte: „Hat sich denn wenigstens ermittelt lassen, auf welchem Wege die Diebe in das Haus gelangt und unbemerkt wieder daraus entkommen sind?“

„Auch da stehen wir einstweilen noch vor ungelösten Fragen. Sicher ist jedenfalls, daß die Verbrecher nicht durch die vordere Hausthür, sondern durch die hintere Garteneingang in die Villa eingebracht wurden. Der von Ihnen als unbedingt zuverlässig bezeichnete Portier Hacker bleibt mit aller Entschiedenheit bei der Behauptung, daß er die vordere Thür am Abend versperrt und sie am nächsten Morgen in dem nämlichen Zustand vorgefunden habe. Die sehr kunstvoll gearbeiteten Schloßer sind völlig unversehrt. Außerdem wären die Diebe, wenn sie diesen Weg gewählt hätten, in höchster Gefahr gewesen, von der Straße aus bemerkt zu werden, zumal es sich um eine mond- helle Nacht handelte, die auf beträchtliche Entfernung hin das Erkennen aller Einzelheiten gestattete. Der mit der speziellen Beobachtung der Willeustrasse betraute Privatwächter sagt aus, daß um Mitternacht Ihre Hunde sehr unruhig gewesen seien und andauernd gebellt hätten. Er will dadurch veranlaßt worden sein, die Villa geraume Zeit hindurch scharf im Auge zu behalten, und er erklärt, daß es ihm überhaupt unter keinen Umständen hätte entgegen können, wenn eine oder mehrere Personen sich an der vorderen Hausthür zu schaffen gemacht hätten. Es bleibt also nur der Zugang von der Plataneustrasse. Auch das ist sowohl die Thür in der Gartenmauer wie die des Drahtgitterzaunes wohlverschlossen gefunden worden, und Fußspuren, die einen Anhalt gewähren könnten, lassen sich bei der Art, in der Ihre Gartenwege besetzt und beschützt sind, leider überhaupt nicht nachweisen.“

„Den Weg durch den Hintergarten

können die Diebe unmöglich genommen haben,“ erklärte der Konsul mit Bestimmtheit. „Die Hunde sind so scharf, daß sie jeden Fremden sehr über längere Zeit haben würden.“

„Das selbe ist uns auch von dem Pförtner und von Ihrer Wirthschafterin versichert worden. Aber es ließe sich ja die Möglichkeit denken, daß die Diebe den Hintereingang nicht fremd waren, oder daß sich wenigstens eine Persönlichkeit unter ihnen befand, die mit den Thieren umzugehen und sie zu beruhigen verstand.“

Brüning zuckte die Achseln. „Ich möchte nicht, wie jemand das Kunststück zugeht bringen sollte. Aber wenn sie auch glücklich durch den Hintereingang gelangt wären, so wären die Einbrecher damit doch noch immer nicht im Hause. Auch der zweite Eingang wird des Nachts von meinen Leuten sorgsam verschlossen gehalten und das Schloß ist nicht weniger diebstahlsicher, wie das an der vorderen Thür.“

„Allerdings! Nur muß eben gerade am vorgefristen Abend verabsäumt worden sein, es zuzusperrern.“

Der Konsul runzelte die Stirn. „Das wäre allerdings eine unerhörte Pflichtveräußerung. Ich bin begierig zu erfahren, welchen meiner Leute die Verantwortung dafür trifft.“

„Es will sie selbstverständlich keiner auf sich nehmen, und es ist nicht leicht, daß das abendliche Verschließen der hinteren Thür Sache der Frau Lorenz gewesen sei. Sie will dieser Obliegenheit denn auch vorgestern ebenso gewissenhaft nachgekommen sein, wie an jedem anderen Abend, und zwar zwischen neun und zehn Uhr, also zu einer Zeit, in der sich die Einbrecher unter keinen Umständen bereits im Hause befunden haben können. Es war ihrer Gewohnheit, den Schlüssel im Schloß stecken zu lassen, eine, wie wir Polizisten wissen, zumeist recht gefährliche Gewohnheit, da sie bei einem gewöhnlichen Schloße dem Dieb die Anwendung von Nachschlüssel oder von Gewaltmaßregeln erspart, denn mit Hilfe eines von außen eingeführten sogenannten Viertants kann er den brinnen aufstehenden Schlüssel ohne große Mühe zum Aufsperrern des Schloßes benützen. Diese Möglichkeit war indessen nach der Erklärung der beiden von mir befragten sachverständigen Handwerker hier nicht gegeben. Vielmehr würde, wenn sie wirklich an die verschlossene Thür gekommen wären, der im Schloß stehende Schlüssel die Diebe gezwungen haben, sie gewaltfam aufzusperrern. Das ist indessen nicht geschehen. Schloß und Thür sind ganz unversehrt. Eine Brotlaustträgerin aber, die um sechs Uhr früh an Ihrer Hintertür zu klopfen pflegt, ist sehr erstaunt gewesen, sie nur angelehnt zu finden, obwohl sich erwiesenermaßen um die angegebene Zeit noch keiner von den Bewohnern der Villa aus dem Bette erhoben hatte. Es giebt danach nur die beiden Möglichkeiten, daß entweder Frau Lorenz verabsäumt hat, die Thür zu verschließen, oder daß sie später von irgend einem der anderen Hausbewohner wieder geöffnet worden ist. Soweit sie von mir befragt werden konnten, stellen sie das allerdings sämmtlich mit großer Bestimmtheit in Abrede.“

„Es fällt mir schwer, an eine Vergeßlichkeit der Frau Lorenz zu glauben,“ meinte der Konsul nachdenklich, „denn die Frau ist von einer geradezu pedantischen Ordnungsliebe. Viel eher würde ich noch eine Nachlässigkeit des Hausmädchens für möglich halten.“

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschafterin.



Dame (sitzt am Klavier): „Da ist, wo sind die Beiden hing?“
Gartenmädchen: „Entschuldig Sie, gnädige Frau, die hat's in 'rausgeworfen, sie waren schon ganz verdrorren.“